

Ars vivendi nova:
Überlegungen zu einer neuen Lebenskultur
Monika Müller

Weniger der ars moriendi als vielmehr einer ars **vivendi** möchte ich das Wort reden – ergänzend, neu in den Blick nehmend.

Zu leben ist die Kunst

In der vorgestellten ars moriendi nova geht es um ein (volks)pädagogisches Anliegen, eine „Sterbepädagogik“, die mittels Methoden Wissen vermitteln und Bewusstsein bilden will. Jemand, der sie gelernt hat, möge ein „reales Ja zum Sterben finden,...nämlich eine Kunst, anstelle eines vielfältigen Noch mehr ein überzeugtes Genug zu setzen“, heißt es da(S. 6/7).

Glaubt man, dem Großen des Todes durch Vorbereitung die Gewalt nehmen zu können? Glaubt man durch erlernbare Methoden der Macht des Todes auch nur einen seiner Stachel ziehen zu können? Überfordert dies nicht? Sind wir denn nicht grundsätzlich auf Leben angelegt? Strebt Leben nicht blind nach Leben? Will Leben nicht genuin ein Länger, ein Mehr, ein Öfter? Ist dies nicht sogar in unserer Physis mit eingewobener, genetisch verankerter Lebensauftrag?

Ich möchte daher einer ars **vivendi** das Wort reden. Wie kann man sterben lernen, wenn man vielleicht nie gelernt hat zu leben? Wenn man im Zaudern und Zögern stecken geblieben ist? Wenn man unter Lebensabwehrblähungen oder Lebensgeschmacksodbrennen leidet? Wenn man sich im „hätte ich doch“ und „wäre ich doch“ eingerichtet hat. Umso tragischer erlebt, wenn das eigene Lebensskript das Leben nehmen nie gelernt hat und fatalistisch, reglos, fühlarm feststellt:

“So war es, und nur so habe ich es gekonnt!“

Ich möchte dazu aufrufen, dass wir – wir, die wir alle jetzt und hier Sterbende sind – uns das Leben nehmen, uns das Leben in Fülle nehmen, bevor wir es nicht mehr können. Das ist nicht etwa der Aufruf zum kollektiven und resignativen Suizid, auch nicht der Appell zum rücksichtslosen Genießen, sondern der Appell zur *Lebensaneignung*. Das Leben zu kosten, zu schmecken in seinem Sosein, in seiner Tiefe und Fülle. Sich dieses Leben, das uns gegeben, geliehen, geschenkt ist, zu Eigen machen in einem neuerlichen, eigenständigen Akt. Mit dem Leben nur zurecht zu kommen, ist weit weniger als zu leben.

Ab-Bildung versus Ein-Bildung

Als Methode der ars moriendi werden Bilder vorgeschlagen: „nur Bilder ermöglichen Vorstellungen und Verstehen...“(Illhardt) Allüberall werden

heutzutage Ausstellungen, Bücher, Filme zu Sterben, Tod und Trauer angeboten, der Markt quillt über, in Kursen, an Schulen und Akademien werden Methoden praktiziert und diskutiert.

Wir brauchen keine Sterbeimagination, keine so genannte Sterbemeditation – wir brauchen das Schauen dessen, was ist. Die Abläufe des Lebens und die Erscheinungen der Natur bieten genug Abbilder der Vergänglichkeit und des Unwesentlichen. Schauen wir uns um, überall ist bereits hier und jetzt im wirklichen Leben wirkliches Sterben. Lernen wir wieder sehen, lehren wir wieder Schauen. Das wirkliche Leben lehrt uns alles, der wirkliche Hof, der wirkliche Wald, nicht (nur) der *Friedhof*, der *Friedwald*, deren regelmäßige Besuche die neue *ars moriendi* fordert. Mit diesen Zuschreibungen werden möglicherweise künstliche Friedensassoziationen erzeugt, nämlich als ob Tod friedlich sei. Ist die Bewegungslosigkeit der verstorbenen Körper, der übrig gebliebenen Hüllen ein Beweis für Frieden? Was wissen wir vom Tod? Woher kommt die Gewissheit, dass er friedlich sei? „Wir wissen nichts von diesem Hingehen, das nicht mit uns teilt“, heißt es bei Rilke, „von dem Hinübergleiten zu den unbekanntem Schatten“.

Was wir brauchen sind **Vorbilder**, Menschen in der Öffentlichkeit, Staatsmänner, Wissenschaftler, Künstler, Geistliche, die ihr Leben gehen, schauen und ihr Schauen reflektieren. Es bedarf nicht der Methoden einer *ars moriendi*, keines handhabbaren Zelebrierens von Sterben, keines Willens zu einem letzten ästhetischen Akt im Sterben. Wir brauchen stille, sich nicht darstellende Weise und Zeugen, die mit Mut ans Ende ihrer selbst gehen.

Der Ruf des Lebendigen

Folgen wir dem Ruf des Lebendigen, dann lernen wir es ausreichend, das Sterben. Das Leben ist einer dauernden und fortschreitenden Verlufterfahrung mitgeprägt. Was wir gerade noch waren und hatten oder besser zu sein glaubten und zu haben meinten, verrinnt. Ziele, Fähigkeiten, Möglichkeiten, Hoffnungen, Vertrauen – alles ist einem dauernden Wechsel unterworfen. Jeder Gedanke, jedes Gefühl, jede Zelle stirbt und macht dem nächsten Gedanken, Gefühl, Gewebe Platz.

*„ ... das Echo eines fossilen Herzschlags
In den Kolibris bin ich, im Flug
Hirschblick und Wolfsschleichen
die Liebkosung, der Schrei und die Barmherzigkeit
der Tod sind in mir wie alles
andere...
ich bin, Trilobit und Frau
Vorzeichen und Spur, ein Tropfen*

liebend in allem“¹

Der Tod ist dann nicht das Andere, was noch kommt, sondern das, was schon die ganze Zeit ist. „Das Seufzen alles Geschaffenen“, wie der Römerbrief (8,26) es beschreibt, oder der leichtfüßige Mitgeher in dem Bilderbuch „Ente, Tod und Tulpe“ zeugen von der dauernden Anwesenheit im Hiesigen, nicht nur außen, sondern auch innen. Der Tod „wagt zu weinen, mitten in uns“, wenn wir uns – noch oder schon - mitten im Leben meinen, auch das weiß Rilke mit uns.

Verstehen und bewältigen

Verstehen und Bewältigen – zwei Begriffe, die den Essay für eine neue ars moriendi durchziehen.

Ist Sterben verstehbar? Ist Sterben zu be-wältigen? Bewältigung heißt etymologisch nichts anderes als gewaltsam in Griff zu bekommen. Sterben ist doch bestenfalls erlebbar, ersterbbar.

Entzieht man sich nicht möglicherweise dem Skandal des „Sterben müssens“, der Fremdheit des Todes und der grundsätzlichen Untröstlichkeit durch eine Thanato-Didaktik und durch Thanato-Experten? Wird hier nicht der Tod als intellektuelles Konzept bedacht, das Widerständigkeit und Furcht abbauen soll? Kann es sein, dass hier eine neue Tabuisierung stattfindet? Eine Tabuisierung, die durch Bemalen von Särgen, Ersinnen neuer Rituale, hospiz-architektonischer Ästhetizismen, weichgezeichnete Totenansichte und Gestalten von symbolträchtigen Mitten den Schrecken zu domestizieren sucht?

Ich möchte einer ars *vivendi* das Wort reden.

Wahrscheinlich geht es aber weder um das Eine noch um das Andere. Beide „Künste“ sind nicht gegenteilig. Alles, was ich im Leben vor dem Sterben lerne, alles was ich hier empfinde und bedenke, wirkt in die letzte Lebenszeit – das Sterben - hinein. Warum eine künstliche Grenze? Er-leben wir das Leben! Bis zum Schluss, der nicht für alle ein Hinüberfallen ins Nichts ist.

*„Leben; wohl dem, der es spendet
Freude, Kinder, täglich Brot,
doch das Beste, was es sendet,
ist das Wissen, das es spendet,
ist der Ausgang, ist der Tod.“*

Theodor Fontane

¹ Ulrikka Gernes: Der Ruf des Lebendigen, in: Schreibheft. Z. f. Literatur, Heft 76, Seite 3, Februar 2011